

SINA TRINKWALDER

***WUNDER MUSS MAN
SELBER MACHEN***

*Wie ich die Wirtschaft
auf den Kopf stelle*

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2013 by Sina Trinkwalder
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
bei Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschen
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Stefan Puchner
Alle Fotos: Sina Trinkwalder
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27615-0

2 4 5 3 1

Für meine Ladys

Und Suley, Werner & Ehsan

INHALT

- 1** Rette die Welt 9
- 2** Erst der Spaß, dann die Arbeit 18
Exkurs: Hochleistungsrosinenpicken 25
- 3** Nächster Halt, Ausstieg links 29
- 4** Billig gewinnt 34
- 5** Herr der Nähte 38
Exkurs: Hausmacherwurst & Handwerk 42
- 6** Nahtschicht 46
Exkurs: Geld ist, was man zulässt 50
- 7** Pläne und die Realität 60
Exkurs: Business-Plan-Bullshit-Bingo 62
- 8** Satter Verschnitt beim Start 70

- 9** Kleidung fürs Karma? Dachschadenhoodie! 82
Exkurs: BioBioSuperBio 89
- 10** Viel Gerede, ohne Worte 96
- 11** Chance geht, Arbeit geht nicht 105
Exkurs: Work-Life-Burn-out 113
- 12** Berlin, wir kommen! 118
Exkurs: Manifest gegen Nachhaltigkeit 125
- 13** Weng & Wahnsinn 141
Exkurs: Ladys. Meine Ladys 146
- 14** Blabla blau-weiß 156
- 15** Keine Heizung, kalte Füße 163
Exkurs: In eigener Sache 166
- 16** 100 % öko, 200 % Erfolg, 0 % Kohle 201
- 17** Arschloch geht charmanter 214
Exkurs: Teilhabe statt Umverteilung 215
- 18** SPD will reden 225
- 19** Welttreden übern Äther 232
Exkurs: 100 % Bangladesch-frei 235
- 20** Spielwiesenwechsel 242
Exkurs: Sinn, Sicherheit & Wertschätzung 249
- Dank** 255

1

RETTE DIE WELT

Bitte zum Hauptbahnhof«, informierte ich den Taxifahrer, während ich neben ihm Platz nahm. Seiner unverständlich gemurmelten Antwort mit unfreundlich-muffeligem Unterton zufolge beschloss ich, mich weniger um ein möglicherweise nettes Gespräch mit ihm zu kümmern. Lieber nutzte ich die zwanzig Minuten, um etwas gelangweilt durch eines der mitgenommenen Frauenmagazine zu blättern.

Seit vielen Jahren pendelte ich zwischen meinem Wohnort Augsburg und Wuppertal, weil ich dort einen Kunden in Marketingfragen und Kommunikation betreute. Ebenso an diesem Tag, dem 30. November 2009. Während meine Aufgabe im digitalen Bereich lag, schaltete mein Kunde aber auch im Printbereich oftmals Werbung. In Frauenzeitschriften. So war ich bei jeder Rückreise stets gut versorgt mit leichtem Lesestoff.

Kurz vor 13 Uhr. Klasse, dachte ich, da schaffe ich den Zug um 13.14 Uhr noch. Völlig ausgelaugt und inhaltlich leer von einem dieser netten »Keks-Meetings« (so nenne ich unnütze Treffen ohne Ergebnis, dafür mit gefülltem Bauch

dank Keksen und Kaffee in Unmengen), setzte ich mich auf eine Bank am Gleis 1 des Wuppertaler Hauptbahnhofs. Die Restzeit bis zum Eintreffen des ICE, der mich zurück nach Augsburg bringen sollte, verbrachte ich erneut mit belanglosem Durchblättern der Heftchen. Das Wertigste schien mir nach Überfliegen der Headlines im Schnelldurchlauf das Cover: eine violett schimmernde Heißfolienprägung mit holografischen Mustern. Aktuell der letzte Schrei im Printbereich. Gute Inhalte auf der ersten Seite reichen schon lange nicht mehr aus, um den Plazierungskampf am Kiosk gegen unzählige Konkurrenzprodukte zu gewinnen. Eine einfache Gestaltung gewinnt längst keine Aufmerksamkeit mehr.

Achtlos, aber ordnungsgemäß schmiss ich die Zeitschrift ins Papierfach des Sortierbehälters neben mir. Schließlich hatte ich noch zwei weitere in meiner Handtasche für die lange Fahrt.

Dem Nichtstun bis zur Zugankunft wirkte ich, schon traditionell für einen »Digital Immigrant«, wenn eine Minute der Ruhe androht, mit dem obligatorischen Griff nach meinem Smartphone entgegen. Kurz wollte ich meine E-Mails abrufen – und schon war ich wieder in meinem Job versunken. Aber nicht komplett.

Ein Rascheln neben mir zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Mann, vielleicht Mitte vierzig, griff beherzt in den Sortierbehälter und fischte eine Frauenzeitschrift heraus. Genau jenes Heft, das ich achtlos hineingeworfen hatte. Als ob er es wusste, schenkte er mir ein dental äußerst lückenhaftes, aber umwerfend ehrliches Lächeln. Zeitgleich befreite er fast liebevoll das Magazin von Fremdmüll. Voller Stolz verstaute er seinen »Schatz« in einem Stoffbeutel, lächelte erneut und wechselte gezielten Schrittes das Gleis.

13.12 Uhr – »Auf Gleis 1 fährt in Kürze ein: der ICE Nummer 681 von Hamburg nach Köln über Solingen-Ohligs.

Beim Einfahren bitte ...«, ertönte die mir gut bekannte Durchsage. Aber ich nahm kaum Notiz davon. Vielmehr verfolgte ich gespannt den Zeitungssammler mit meinen Blicken. Trotz räumlicher Distanz von mittlerweile zwei Gleisen schien er es zu merken, denn er blieb prompt stehen und nahm das Magazin aus seinem Jutebeutel. Sichtbar stolz hielt er das Heft mit ausgestrecktem Arm in die Höhe, anschließend den Daumen der anderen Hand und nickte mir erneut freundlich zu.

Ich schmeiße unachtsam weg, was sich andere aus dem Müll fischen, weil sie es sich nicht leisten können, schoss es mir durch den Kopf. Da war er wieder. Einer dieser unglücklichen Umstände, die mich in letzter Zeit immer häufiger beschäftigten. Diesmal aber sollte es der unglückliche Umstand werden, der alles ändert.

»Hallo«, rief ich, zunächst leise, dann etwas lauter. »Halloooo! Ich habe hier zwei weitere Magazine. Kommen Sie doch noch mal zu mir rüber!«

Der Mann blickte mich aus der Entfernung an, und ich hatte den Eindruck, er würde über meine Worte nachdenken. Über zwei Gleise hinweg musterten wir uns, als der einfahrende ICE unsere Blicke abrupt trennte. Mit den Zeitschriften in der Hand wartete ich. Und wartete. Und stieg nicht in den Zug. Ich konnte nicht. Wie oft habe ich in den vergangenen Monaten darüber nachgedacht, was mich davon abhielt, in diesen Zug zu steigen. Ich weiß es bis heute nicht.

Als das Zugende den Bahnhof passierte, sah ich den Mann die Treppen der Unterführung hinaufsteigen. Er kam mir freudestrahlend entgegen.

»Verzeihen Sie, die Dame, ich kann nicht schneller gehen«, entschuldigte er sich. »Und nun haben Sie meinetwegen auch Ihren Zug verpasst«, fuhr er fort.

»Nein, nein, das macht nichts. Bitte!«, sagte ich und überreichte ihm die beiden anderen Magazine. Ein Modeheft mit goldenem Umschlag und eines dieser Psycho-Frauenblätter, ebenfalls in weihnachtlichem Design. Schließlich stand das Christkind bald vor der Tür. Der Mann nahm mir die Magazine einem Schatz gleich aus der Hand, prüfte die Gestaltung der Cover und ließ die beiden Zeitschriften zufrieden in seine Tasche gleiten.

Ob des hohen Interesses an etwas, was mich nicht einmal zu einem müden Lächeln verleitete, fragte ich frei heraus: »Verzeihen Sie meine Neugier, aber wieso interessieren Sie sich so für Zeitungen? Ich meine, und verstehen Sie mich nicht falsch, es sind Hochglanzblätter für modebewusste Frauen und nicht für ...« Ich stockte. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass es nicht in Ordnung wäre, das gedachte Ende meines Satzes auszusprechen. Mein Gegenüber löste die unangenehme Situation auf. Er begann zu schmunzeln und zu erzählen.

»Nicht für Zeitungen interessiere ich mich, die Dame. Nur für, wie sagten Sie, Hochglanzblätter für die modebewusste Frau. Und das aber auch nur in der Weihnachtszeit.«

Nun war ich völlig perplex, und auf meinem Gesicht muss auch ein entsprechend dümmlicher Ausdruck gelegen haben. Er lächelte weiter, während er mit seiner Schilderung fortfuhr: »Meine Frau und ich sind obdachlos. Wir wohnen hier gleich um die Ecke, hinter dem Bahnhof. Wir sammeln Flaschen und kommen so über die Runden.«

Immer noch stand ich ratlos da, doch der Mann löste schließlich das Rätsel.

»Die Magazine sammle ich nur vor Weihnachten. Aus den glitzernden Umschlägen machen wir uns unseren Weihnachtsschmuck!« Zur Bekräftigung seiner Aussage hob er den Kopf, dann ging er weiter seiner Wege.

Ich hingegen stand wie angewurzelt am Gleis. Freude und Scham stiegen gleichzeitig in mir auf. Scham, weil ich just in den vergangenen Minuten miterlebte, welche Menschen in meinem Land zu kämpfen haben, Menschen, die oft unsichtbar sind. Oder, besser gesagt: nicht gesehen werden möchten. Die Freude überfiel mich eher unerwartet. Es fühlte sich an wie Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, dass ich diese Begegnung erleben durfte, denn sie brachte mir Erkenntnis und Antwort, wonach ich längst gesucht habe, aber mich niemals getraut hatte, danach zu fragen: dem Sinn meiner Arbeit.

Die Zugfahrt war lang, und meine Gedanken waren tief. In Wuppertal war ich eingestiegen mit der Erkenntnis, dass meine Arbeit als Werberin zumindest ein bisschen Sinn machen könnte. Meine eigentliche Aufgabe, nämlich teils unnütze und teils überflüssige Produkte mittels Werbung an den Mann oder die Frau zu bringen, erschien mir in Zeiten des völligen Überflusses kaum bedeutungsvoll. Anders hingegen war es bei dem Herrn gewesen, den ich eben kennengelernt hatte und dem ich unbeabsichtigt letztlich Werbematerial für schönen Weihnachtsschmuck geliefert hatte. War das nicht wenigstens ein bisschen sinnvoll? Nach Köln und Mannheim kam ich jedoch zu dem Entschluss, dass dieser Sinn nicht einmal einem Tropfen auf dem heißen Stein gleichzusetzen ist, und so dachte ich via Stuttgart weiter nach.

Ich helfe dabei, dass sich Menschen stets das neueste Elektrogerät anschaffen, obwohl das alte noch gut ist. Ich vermittele dem Konsumenten, dass er nur dann wirklich etwas darstellt, wenn er besonders stylischen Modeschmuck hat. Den natürlich wöchentlich wechselnd, überlegte ich im Stillen. Je länger ich in Gedanken meine Tätigkeiten der letzten Jahre durchging, umso frustrierender war es für mich. Ich fand in allen Arbeitsbeispielen, die ich gedanklich

abspazierte, nicht ein einziges Projekt, von dem ich behaupten konnte, es wäre für mich sinnvoll gewesen. Es gab Kampagnen und Websites, mit denen ich zufrieden war. Natürlich. Ich hatte da handwerklich gute Werbearbeit abgegeben. Dennoch: Mir kam keine Aufgabe in den Sinn, die sinnvoll war. Eine, die die Welt verbesserte. Oder zumindest meine Welt verbesserte.

In Ulm öffnete sich die Tür zu meinem Abteil. »Isch der Platz noch frei?«, fragte eine freundliche Stimme. Sie gehörte einem nicht minder sympathisch aussehenden, leicht untersetzten Mann, den ich auf um die sechzig schätzte. Zunächst verstaute er seine abgegriffene Ledertasche auf der Ablage, gefolgt von einer braunen Cord-Schiebermütze. Danach hängte er sein kariertes Sakko an den Haken neben dem Fenster. Die ledernen Ellbogenflicken an seinem Jackett waren richtig abgewetzt. Anschließend nahm er direkt mir gegenüber Platz. Er lächelte mich an. Ich lächelte zurück. Es dauerte nicht lange, bis wir ins Gespräch kamen und ich ihm von meinem bewegten Bahnhofserlebnis berichtete. Auch davon, dass ich nun zumindest ein wenig Sinn in meiner Arbeit gefunden hatte.

»Sehen Sie«, sagte er. »Alles hat einen tieferen Sinn, wenn man nur bereit ist, auf die Suche zu gehen!«

»Nächster Halt Augsburg Hauptbahnhof. Aussteigen in Fahrtrichtung rechts«, unterbrach uns die Lautsprecherstimme. Ich griff zu meiner Jacke, nahm meine Tasche und öffnete die Abteiltür. »Gute Weiterreise«, sagte ich zu meinem Mitreisenden.

»Man darf nicht nur nach dem Sinn der eigenen Arbeit suchen, sondern vielmehr nach der Wirkung für unsere Gesellschaft.« Mit diesen Worten verabschiedete er mich. Und ich mich langsam, aber sicher von meinem bisherigen Berufsleben.

Zu Hause angekommen, warteten bereits meine beiden Männer und ein herrlich gedeckter Abendbrottisch auf mich.

»Hallo Schatz«, begrüßte ich Stefan und gab meinem Mann einen Kuss auf die Wange. »Ich muss dir unbedingt etwas erzählen!«

»Sina, lass uns erst etwas essen, der Filius hat Hunger«, bremste mich Stefan aus.

Gemeinsam nahmen wir Platz, und unser Filius schilderte mir stolz seinen Kindergartenag. Familienidylle pur, hätten wir uns nicht für den modernen Lebensstil des offenen Wohnens entschieden. Dann nämlich wäre es nicht aufgefallen. Mitten im Erzählen stand der Kleine vom Esstisch auf und nahm seinen noch halbvollen Teller. Schnurstracks ging er in die Küche. Ohne mit der Wimper zu zucken, öffnete der Vierjährige den Mülleimer und donnerte beherzt sein Abendbrot in die Tonne. Wie gelähmt sahen wir zu.

Nach kurzer Schockstarre rannte ich zu ihm, riss ihm den Teller aus den Fingern und wurde laut: »Filius, spinnst du? Du kannst doch Wurst und Brot nicht einfach wegschmeißen!«

Völlig verduzt sah mich mein Sohn an und erwiderte: »Wieso? Im Kindergarten machen wir das auch so, wenn wir satt sind.«

Da war das i-Tüpfelchen. Heute Mittag schmiss ich unachtsam Zeitungen weg, die ein anderer wieder aus dem Müll fischte. Und nun fischte ich etwas aus dem Müll, was mein Kind nicht mehr essen mochte.

Das war die Stunde null. Meine Entscheidung war getroffen. Schon längst hätte ich sie treffen sollen, aber bislang hatte ich dazu nicht den Mut aufgebracht. Ich bin Werberin. Ich kann alles verkaufen. Aber sooft ich es auch ver-

suchte – mich selbst kann ich weder (für dumm) verkaufen noch blindlings bescheißen. Ist auch nicht meine Art. War es ebenso nie. Deshalb mochten mich meine Kunden. Und ich sie.

Mit der Zeit aber wich der normale Menschenverstand aufgeblasenem Consulting-Blabla, der verantwortungsvolle Umgang mit fremdem Geld der sinnlosen Prasserei. Auf Einwände und Anmerkungen wie »Lassen Sie uns doch Budget-sensitiv arbeiten«, erhielt ich immer öfter Antworten wie: »Machen Sie Ihren Job – ist doch nicht Ihr Geld!« Mit zwanzig war die wunderbare Welt der Werbung für mich Faszination und Ansporn zugleich gewesen. Mit fünfundzwanzig und gut genährten Drei-Sterne-Fraß-Hüften fuhr ich schicke Autos und war immer »on tour«; es war das Beste, was mir passieren konnte. Erfolg, Geld und einfach jede Menge Spaß. Das Schönste dabei: keine Verantwortung. Keine Rechenschaft. Dafür Party, Party, Party.

Und dann kam der Filius. Und mit ihm erste Zweifel. Der Mensch braucht keinen fünften Rasenmäher, er braucht ein Lächeln. Gemeinsam gekochter Grießpudding ist viel schmackhafter als Kobe-Rind auf Zuckerschoten an einem Hauch von Tonkabohnen-Sud. Ein Satz wie: »Mama, warum bist du heute Abend schon wieder weg?« schmerzte viel mehr als Kundenaussagen wie: »Und wenn die Deadline nicht gehalten wird, sind Sie dead!« Mein Sohn zeigte mir täglich, was wirklich wichtig ist im Leben.

Während ich Wurst und Brot wieder aus der Tonne nahm und die Lebensmittel säuberte, wurde mir klar, was mein Zugabteilmittfahrer meinte, als er sagte, man müsse nicht nur nach dem Sinn der eigenen Arbeit, sondern vielmehr nach der Wirkung für unsere Gesellschaft suchen.

Ich musste umdenken. Und ich wollte versuchen, meinem Sohn und seiner Generation das zu geben, was in meiner Kindheit noch einigermaßen in Ordnung war: eine Welt, in der nicht nur Geld und Gier zählten. Ein Umfeld ohne Überfluss, ein zwischenmenschlicher Umgang, der fair und ehrlich war. In einer Umwelt, die zumindest einigermaßen an das erinnert, was ich sehe, wenn ich die Augen schließe. Während mein Mann unseren Spross ins Bett brachte, beschloss ich beim Wurstputzen meinen neuen Wirkungskreis, meine neue Aufgabe: Ich wollte die Welt verbessern. Auf meine Art. Manomama war geboren.

2

ERST DER SPASS, DANN DIE ARBEIT

Wenn man eine Firma gründet, dann liegt dieser Idee in nahezu allen Fällen eine gute Produktidee zugrunde. Etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes. Oder etwas Dagewesenes, jetzt aber neu und mit verbesserter Rezeptur. Oder einfach das, was Werber »rasierte Stachelbeeren« nennen. Etwas, das selbst die übersättigte Gebrauchsgüterwelt nicht benötigt, die Werbung aber gut an den Kunden bringt. So ist dies nun mal in unserer konsumdiktieren Welt. Das alles aus einem einzigen Grund: Geld. Anderes zählt nicht.

Was Geld und das Haben-Müssen betrifft, war ich schon immer »falsch« gepolt. Ich bin in bayerisch-ländlicher Idylle zur Welt gekommen und habe meine Kindheit und Jugend in einer unspektakulären Kleinstadt unweit Augsburgs verbracht. Mir fehlte es an nichts, ich benötigte aber auch oftmals nicht, was meine Schulkameraden dringend haben mussten. Weder zierten die neuesten Barbie-Kleider meine Puppe, noch fand ich es jemals interessant, mein Taschengeld in Sammelkarten zu stecken. Selbst als Teenie war ich anders als die anderen. Ich kann mich noch gut

erinnern: Ohne Converse-Chucks und Levis 501 war man ab der fünften Klasse nicht mehr akzeptiert. Das interessierte mich aber reichlich wenig. Und so ging ich täglich in Lieblingsjogginghose, T-Shirt und, zum Leidwesen meiner Mutter, in dem alten und ausgedienten Schurwolljanker meines Vaters ins gesittete Mädchengymnasium. Meine Mitschülerinnen fanden mich uncool, was mich persönlich ebenfalls störte. Im Gegenteil: Je wichtiger den Mädchen der Status wurde, umso mehr hielt ich dagegen. Mir ging es immer ums Machen, nie ums Sein. Fürs Machen war Geld irrelevant, fürs Sein unumgänglich.

Nach meinem Abitur und erfolgreich abgebrochenem BWL-Studium gründete ich dann zusammen mit Stefan eine Werbeagentur. Nicht, um damit finanzielle Reichtümer zu scheffeln, sondern weil wir glaubten (und es sollte sich herausstellen, dass wir recht behielten), dass wir gut in dem sind, was wir machen. Dass wir Spaß daran haben zu kommunizieren – was in einer Werbeagentur unerlässlich ist. Dass es eine Werbeagentur wurde, war im Grunde nichts anderes als Zufall. Überhaupt basiert die Beziehung zu meinem Mann auf reinem Zufall. Kurz vor meinem Abitur feierte ich mit einigen Freunden im Café Odeon in Augsburg meinen »Abschied«. Klar war, dass ich nach dem Abitur Kommunikationswissenschaften in Köln studieren wollte, alles schien bereits in trockenen Tüchern zu sein.

Die Abschiedsfeier war bereits fortgeschritten, und es setzten sich einige mir unbekannte Jungen an unseren Tisch, allesamt Studenten der Augsburger Uni. Es wurde ein feuchtfröhlicher, lustiger Abend, ohne große Erinnerungen am nächsten Morgen. Einzig dieser blondgelockte Typ mit dickem, weißem Rollkragenpullover blieb mir im Kopf. Nicht, weil ich ihn besonders anziehend fand. Im Gegenteil. Dauernd wusste er alles besser, sprach, als wäre er be-

reits Verfassungsgerichtspräsident. Dabei steckte er gerade erst mitten im Jura-Studium. Egal, dachte ich. Trotzdem ein wunderschöner Abend.

Zwei Wochen später – ich war gerade auf dem Heimweg von meinem Journalisten-Nebenjob bei der hiesigen Zeitung – wollte ich eine Kleinigkeit essen. Das Odeon lag direkt auf dem Weg. Kurzerhand betrat ich das Bistro und steuerte den einzigen noch freien Tisch im Raum an. Am Nebentisch saß ein junger Mann in legeren Jeans und Polohemd.

»Geht es?«, fragte er, als ich mich ein wenig quetschte, um auf der Bank einen Platz einzunehmen.

»Klar«, antwortete ich mit einem Lächeln.

Aus den wenigen Worten wurden fünf Stunden gute Unterhaltung. Mir kam es vor, als würde ich ihn längst kennen. Er schien ähnlich zu fühlen. Anschließend bot mir Stefan, so hieß er, an, mich nach Hause zu begleiten. Auf dem Heimweg klärte sich unser vertrautes Gefühl, als wir darüber sprachen, was wir so »machten«. Er studiere Jura, erzählte er. Und ich informierte ihn über Abitur und Köln. Auf einmal sahen wir beide uns kritisch in die Augen. Auf einmal platzte es aus mir heraus: »Sag mal, bist du dieser Winkeladvokat, der mich vor zwei Wochen im Odeon so genervt hat?«

»Wenn du diese kleine Medientante bist, die noch nicht einmal Abitur hat, dann ja«, konterte er.

Wir beide mussten lachen. So sehr, dass wir kaum aufhören konnten. Bis heute, nach über fünfzehn Jahren Beziehung. Aus Stefans Jura ist nichts mehr geworden, genauso wenig wie aus meinem BWL-Studium, das ich alternativ in der Heimat anfang, um bei meinem Freund zu bleiben. Nicht, weil wir es nicht geschafft hätten. Wir hatten einfach keine Zeit mehr dafür, da wir unsere eigene Werbeagentur gründeten. Aus Zufall. Zufall deshalb, weil Stefan neben seinem

Studium als IT-Spezialist jobbte. Ein Bereich, der ihm eigentlich mehr Spaß bereitete als Jura. Für einen befreundeten Kunden hatte er 1999 einen Online-Shop für bunte Plastikuhren programmiert. Den ersten überhaupt. Voller Stolz präsentierte er mir sein Werk und bat mich um meine Meinung.

»Ganz ehrlich?«, fragte ich ihn.

»Ja!«

»Sieht scheiße aus!«

»Bitte? Hast du gesehen, wie man das Produkt in den Korb legen kann und dann direkt auf ein Formular ...«

Ich unterbrach ihn. »Sieht trotzdem scheiße aus. Kein Design!«

»Dann mach's doch besser!«, schnauzte Stefan mich enttäuscht an und ging wutentbrannt aus der Wohnung.

Einige Stunden später kam er wieder, mit einem Rechner unter dem Arm. Diesen stellte er auf meinen Schreibtisch, setzte sich auf meinen Stuhl und schaltete den Computer ein. Anschließend startete er Adobe Photoshop, stand auf, bot mir demonstrativ den Platz an und sagte: »Hier, bitte. Mach es besser!«

Ich nahm Platz, während Stefan seine Jacke nahm und ein weiteres Mal verschwand. Da saß ich nun. Alleine, vor einem Programm, das ich nicht kannte, und ohne die geringste Ahnung, wie man es bedienen sollte. Den gesamten Abend verbrachte ich mit dem unbekanntem Fotobearbeitungsprogramm. Mit zunehmender Zeit fiel mir die Bedienung leichter. Ja, es begann sogar Spaß zu machen.

Ui, dachte ich, als mein Blick auf die Uhr fiel. Kurz vor drei Uhr! Ich wollte das Layout aber noch fertigstellen. Um halb fünf Uhr morgens war ich mit meinem Erstlingswerk zufrieden: die Gestaltung eines schicken Uhrenshops.

Am nächsten Morgen, gegen zehn, kam Stefan mit frischen

Brötchen und weckte mich mit einer dampfenden Tasse Kaffee, am Bett serviert.

»Sorry, Schatz«, begann er. »Sorry, dass ich gestern so überreagierte. Ich war so stolz auf die Website und fand deine ehrlichen Worte unfair!«

»Musst dich nicht entschuldigen«, entgegnete ich. »Hast ja recht. Der Shop ist wirklich schön, nur sieht er nicht so toll aus. Aber, komm!« Ich sprang aus dem Bett und zog Stefan an der ausgestreckten Hand ins Wohnzimmer zum Rechner. Während ich ihm den Stuhl unter den Hintern schob, fuhr ich mit der Maus zweimal hin und her, um den Bildschirmschoner abzulösen. Dann erschien auf dem Bildschirm Photoshop. Und darin mein Erstlingswerk.

»Ich werde verrückt, das ist ja geil!« Stefan war baff. Er begutachtete das Layout der Startseite und nickte zustimmend mit dem Kopf. »Mach du noch die Gestaltung der weiteren Einzelseiten, ich bau schon mal das Layout der Startseite ein«, entschied er.

»Nein, Stefan«, antwortete ich. »Wir suchen uns jetzt ein Büro, stellen Rechner mit diesen tollen Programmen rein und machen eine Agentur auf. Du übernimmst die Technik, ich das Design.«

»Was?« Stefan sah mich ungläubig an. »Ich studiere Jura, Sina!«

»Ja, eben. Willst du als arbeitsloser Jurist Taxi fahren oder das machen, was dir Spaß macht?«

Vier Wochen später waren unsere Studierbemühungen Geschichte, und wir hatten ein Büro. Weil wir Spaß haben wollten.

»Suche dir einen Job, der dir Spaß macht. Dann wird es ein Erfolg, und das Geld kommt ganz automatisch.« Diese Worte haben mir meine Eltern mit auf den Weg gegeben.

Als Jugendlicher empfindet man derartige altkluge Redensarten der Vorgängergeneration als Bevormundung. Jahre später, nach geraumer Zeit in der Arbeitswelt, setzt die Erkenntnis ein. Weil man den Wahrheitsgehalt der altklugen Weisheit – im schlimmsten Fall – selbst erfuhr. Ich hingegen durfte es vielfach miterleben. Sie miterleben, ihren Auf- und Niedergang: Menschen, die sich ihre Arbeit nach dem Verdienst aussuchten, nach einigen Jahren Lohnsklaverei und für das permanente Streben nach mehr stets 120 Prozent gaben, völlig ermattet die Flügel sinken ließen und sich mit einem ausgewachsenen Burn-out aus der ersten Arbeitswelt verabschiedeten. Oder durch falschen Leistungsdruck erst gar nicht in die Arbeitswelt einstiegen. Ich erinnere mich sehr gut an einen meiner ersten Praktikanten in unserer Werbeagentur.

»Mensch, Sina, könnt ihr mir einen Gefallen tun?«, bat mich der Marketingleiter eines Unternehmens, für das wir arbeiteten.

»Was denn?«, erwiderte ich.

»Der Bub von meinem Chef hat gerade sein Abi geschafft und weiß nicht so recht, was er machen soll. Jetzt möchte der Vater, dass er in die Werbung reinschnuppert. Kannst du ihn ein paar Wochen aufnehmen?«

»Na gut«, sagte ich. »Ich sehe ihn mir an.«

Das tat ich auch zwei Tage später. Pünktlich um acht saß mir ein junger Mann gegenüber, mit kurzen blonden Haaren, ordentlich gekleidet und mit ebenso ordentlichen Abi-Noten. Hannes, neunzehn Jahre, bekam keinen Ton heraus. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Eis brach. Nach einigem Geplänkel nahm das Gespräch dann Ernsthaftigkeit an.

»Was möchtest du später einmal werden?«, fragte ich den schüchternen Jungen.

Langes Schweigen. Der Blick des Abiturienten ging Richtung Boden – und nichts passierte. Ich wiederholte meine Frage etwas unkonkreter:

»Was würde dir Spaß machen?«

Fast schon erschrocken sah er mich jetzt an und sagte leise:

»Frau Riefle (damals hieß ich noch so), ich wurde noch nie gefragt, was mir Spaß bereitet. Ebenso wenig, was ich einmal machen möchte. Ich weiß nur, was ich erreichen muss.« Ich war verduzt. War es die prompte Offenheit seiner Worte oder aber die unerwartete Reaktion seinerseits? Ich wusste es nicht und fragte deshalb nach.

»Hm. Und was musst du erreichen?«

»Ich muss erfolgreicher als mein Vater werden. Sonst bin ich in meiner Familie ein Versager«, antwortete Hannes.

Mir blieb die Spucke weg. Wie kann man seinen eigenen Spross nur so unter Druck setzen, schoss es mir durch den Kopf. Wut stieg in mir hoch. Und ich holte tief Luft.

»Pass mal auf, Hannes«, fing ich meinen Monolog an.

»Hör nicht auf diesen Quatsch. Dein Vater ist erfolgreich? Pah, von wegen. Er war nur zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort.« Ich versuchte den jungen Mann zu ermuntern. »Was bitte ist daran erfolgreich, Millionen zu machen in einer industriellen Boomzeit? Nichts. Wie oft hast du deinen Vater gesehen? An wie viele Male kannst du dich erinnern, dass er lächelnd nach Hause kam? Wann hattest du das Gefühl, dein Vater hat Spaß bei dem, was er tut?« Ich redete mich direkt in Rage.

Ahnungsloses Schulterzucken kommentierte meine Ausführungen.

»Siehst du! Dein Vater hat sich einen Teil vom Kuchen erobert, als es noch einen Kuchen zu verteilen gab. Meine, ja, auch deine Generation muss sich um die Krümel prügeln. Aber glaube mir, wir sollten es anders machen. Suche dir

einen Job, der dir Freude bereitet, Hannes, und damit bist du bereits erfolgreicher, als es dein Vater je sein wird!« Und dann lächelten wir beide. Vier Wochen haben wir gemeinsam in der Agentur verbracht. Anschließend ist Hannes – entgegen den Vorstellungen seiner Eltern – in den Osten Deutschlands gezogen, um an einer Universität zu studieren, statt in einer Werbeagentur eine »Karriere« zu starten. Ob er heute in Geld schwimmt, weiß ich nicht. Ich bin mir aber sicher, dass er bei seiner Arbeit glücklich ist. Weil er Spaß hat und macht, was seinen Interessen und Fähigkeiten entspricht und nicht den Vorstellungen und Wünschen seiner Eltern.

Hochleistungsrosinenpicken

Der Schritt in das Arbeitsleben erfolgt – und dann beginnt der unsägliche Erfolgsdruck. Was große Konzerne und schicke Firmen, hippe Agenturen und erfolgreiche Forschungseinrichtungen mit ihren Menschen »treiben«, ist oft nichts anderes als eine Art finanzielle Enteignung der Gesellschaft durch die Wirtschaft. Es ist einfach: Das Unternehmen fordert über einen sehr individuellen Zeitraum, nämlich »so lange, wie der Einzelne durchhält«, weitaus mehr als 100 Prozent der Arbeitsleistung des Arbeitnehmers und schreibt damit überdurchschnittliche Gewinne. Monetäre Mehrerträge für das Unternehmen. Irgendwann kann dieser Mensch nicht mehr. Ist völlig kaputt. Körperlich – und geistig.

Nun wäre es an der Zeit, dass das Unternehmen einer Ehe gleich seine Verantwortung übernimmt und sich an »in guten wie in schlechten Zeiten erinnert«. Das aber ist

Wunschdenken. Der Mitarbeiter, der nicht mehr funktioniert, nicht über das Normalmaß hinaus Engagement zeigt und Erlöse bringt, wird immer weiter angetrieben zur Höchstform, die er einmal brachte. Das Ende dieser Spirale: der Abgang des Arbeitnehmers mit einem ausgewachsenen Burn-out. Der Human-Resources-Vorstand schüttelt dem Betroffenen ebenso betroffen die Hand – und grinst innerlich. Denn: Es war ein gutes Geschäft. In guten Zeiten hat die Firma mit diesem Mitarbeiter gutes Geld gemacht, in schlechten Zeiten finanziert die Allgemeinheit, unser Sozialstaat und unsere Rentenkassen, die Rehabilitation und Gesundung des Kranken. Überspitzt könnte man behaupten: Der Arbeitnehmer finanziert durch seine Sozialabgaben die Wiederherstellung seiner Arbeitskraft. Oder er schaufelt sich sein eigenes Grab.

Ich habe nachgezählt: Allein siebzehn Mitarbeiter sind bei einem meiner damaligen Kunden innerhalb eines Jahres aus »Psychogründen und so« vom Belegschaftsbildschirm verschwunden. Erinnerung ich mich an die Arbeitsbedingungen in diesem Konzern, war es nicht verwunderlich.

Die Art und Weise, wie unsere Arbeitswelt ökonomisch und sozial organisiert ist und durchgeführt wird, geht völlig an den Bedürfnissen der Menschen vorbei. Die Ausrichtung sämtlicher Bereiche des Lebens in Richtung Gewinnmaximierung und absolute Effizienz bedingt nur eines: eine inhumane Gesellschaft. Und in einer solchen zu leben und zu arbeiten hält kein Mensch auf Dauer aus.

Diese krude Entwicklung nenne ich »Hochleistungsrosinenpicken«. Personalabteilungen setzen den Effizienz-Rotstift bereits bei der Auswahl der Belegschaft an. Sozialdarwinismus in Reinform. Kleine Knicke im Lebenslauf – und raus damit. Zu alt, zu viele Kinder, Migrationshintergrund, krumme Nase, keine Eins in Religion –

kommt nicht in Frage. Jeder Nettolohnempfänger habe gefälligst maximale Leistung bei absoluter Verantwortlichkeit zu bringen. Dieser Satz stammt nicht von mir (abgesehen davon, dass ich allein das Wort »Nettolohnempfänger« eine reine Frechheit finde). Ich durfte ihn mir von einem dieser Kommunikationscoaches, Freiberufler ohne Verantwortung für Mitarbeiter versteht sich, um die Ohren hauen lassen. Meine Antwort darauf war einfach. Schon Adenauer sagte: »Wir müssen Menschen nehmen, wie sie sind. Es gibt keine anderen.«

Die »Arroganz«, sich als Freiberufler oder Unternehmer nur die Besten der Besten herauszupicken, mag unternehmerisch sicherlich eine feine Sache sein, wenn es um die monetäre Gewinnerzielungsabsicht geht. Den wahren Gewinn eines modernen Unternehmens aber sehe ich darin, Menschen, die den strengen Selektionskriterien einer Human-Resources-Abteilung nicht gerecht werden, eine Chance und einen sinnvollen Arbeitsplatz zu geben. Richtig, zu geben. Sozialunternehmer wie ich investieren nicht, sie geben. Vertrauen gar verschenke ich, auch wenn der Volksmund es sich hart erarbeiten lässt. Ich habe die Erfahrung gemacht: Wenn man Menschen Vertrauen schenkt, wird es, zwar langsam, aber sicher, in Verantwortung zurückgegeben.

Was bei dem Human-Resources-Bingo übrigens gänzlich aus den Augen gelassen, ja vergessen wird: Sozialdarwinismus ist völlig kontraproduktiv zur vielfach gewünschten Effizienz. Es ist eine gefährliche Schussfahrt abwärts. Dem Großteil unserer Gesellschaft keine Teilhabe an der Gesellschaft durch Arbeit zu gewähren (und Arbeit ist der Schlüssel zur Teilhabe an einer Leistungsgesellschaft) ist nicht effizient. Die Talente dieser ausgeschlossenen Menschen brachliegen zu lassen und notdürftig durch Hartz IV

vor dem kompletten Exodus zu bewahren, während sich die wenigen anderen unter der gesteigerten Leistungsforderung totscharften, dient nur einer Gesellschaft: einer juristischen, gern mit beschränkter Haftung. Nicht aber einer humanen.

In unserem Land ist für jeden Menschen etwas zu tun. Es gibt auch für jeden Menschen, ungeachtet seiner Herkunft, seines Handicaps, seines Alters, seiner Lebensumstände oder seines Bildungsgrads, einen Platz in der Wirtschaft. Man muss ihn nur suchen. Daran glaubte ich immer. Und heute mehr denn je. Deshalb machte ich mich auf die Suche nach der richtigen Arbeit für den richtigen Mitarbeiter. Meine Idee für eine Firma war kein Produkt, sondern der Mensch.